

Zwei Monate
fuhren die STERN-
Reporter Hans
Conrad Zander und
Cornelius Meffert
(Fotos) auf einem Floß
den Mississippi
hinunter. Wie Mark
Twains Huckleberry
Finn begannen sie
ihre Fahrt in Hannibal,
jener kleinen Stadt
in Missouri, die der
Schriftsteller in seinen
Schelmenromanen
beschreibt. 40 Millionen
Menschen wohnen
an dem Strom,
der mit einer Länge
von 3779 Kilometern
zu den größten
der Erde gehört.
Dieses amerikanische
Hinterland haben sich
die beiden vom Fluß
her angeschaut – genau-
so unbekümmert und
neugierig wie damals
Mark Twain

MARK TWAINS MISSISSIPPI DER FLUSS DER BÖSEN BUBEN

Es steht ein Freudenhaus am Mississippi. »Und die Gentle-men kamen, wie das Hochwasser kam. Und die Dollars flossen, wie das Hochwasser floß. Und es floß bis in die erste Etage«, spricht die alte Tante Esther. Und sie lehnt sich amüsiert in ihrem Schaukelstuhl zurück.

Das Haus der Sünde steht in Hannibal. Das ist die kleine Stadt in Missouri, wo der Schriftsteller Mark Twain aufgewachsen ist. Hier spielen seine beiden klassischen Schelmen-Romane. Von dem bösen Buben Tom Sawyer mit seiner Räuberbande draußen auf der Jackson-Insel. Und von dem noch böseren Buben Huckleberry Finn, der, zusammen mit dem entlaufenen Sklaven Jim, auf einem Floß den Mississippi hinunterflieht.

Mit ihren 96 Jahren ist Esther Rohrer wohl die letzte, die aus eigener Anschauung weiß, was es mit Hannibals bösen Buben wirklich auf sich hatte, »bevor«, wie sie selber sagt, »Mark Twain kam, um das alles poetisch sehr, sehr stark zu erklären«. Trotz ihrer scharfen Zunge ist Tante Esther auch eine der angesehensten Bürgerinnen von Hannibal – ein bißchen angesehen auf alle Fälle als ihr böser Neffe Richard, der unten am schlammigen Ufer des Mississippi, im Hause Bird Street 111, ein Etablissement mit dem aufschlußreichen Namen »The Bordello Limited (GmbH)« betreibt. »Aber laß uns«, sagt die Tante, »von etwas Wichtigerem reden. Mark Twain starb 1910.«

Tante Esther erinnert sich daran, als ob es gestern gewesen wäre: »Die Neger lagen auf den Bürgersteigen, die Arme zum Kreuz ausgebreitet, seufzend, betend und zum Himmel schreiend: Hannibal muß untergehen!«

Warum?

Ein Unglücks-Stern, hatte Mark Twain vorausgesagt, werde bei seinem Tod über Hannibal erscheinen. Als dann, wenige Tage nach dem Tod des Dichters, der Halleysche Komet jäh über Hannibal hinwegstrich, da wußten alle: »Jetzt kommt das Jüngste Gericht. Das göttliche Strafgericht über das Babylon am Mississippi.«

22 protestantische Kirchen hatte Hannibal 1910, bei 18 000 Einwoh-

nern. Alle oben auf der Anhöhe. Unten aber, im sumpfigen Hafen, hatte Hannibal neun Bordellos. Oben wurde aus Leibeskräften gebetet. Unten wurde aus Leibeskräften gehurt. Besonders das Haus Bird Street 111 war unter Gentlemen im ganzen Mittleren Westen eine Legende. »Flußaufwärts kamen sie«, sagte Tante Esther, »flußab. Aus Ohio, aus Kentucky, aus Nebraska und aus Tennessee.«

Oben der rastlose Arbeitseifer der Pioniere, der Farmer, Handwerker, Businessmen. Die heile Welt der evangelischen Familie. Sie war tödlich bedroht. »Was da unten am Mississippi vor sich ging«, sagt Tante Esther, »war unspeakable. Unaus-sprechlich.«

Lumpen, Huren, Hurentreiber, Tagediebe vogelfrei. »Und die allerschlimmsten«, sagt Tante Esther streng, »waren German boys. Junge Deutsche, die daheim nicht zum Militär wollten.«

Aha. Kaisers »Drückeberger«. Kaisers »vaterlandslose Gesellen«. Am Mississippi sind sie rettungslos versumpft.

Oben in der Stadt das Amerika der Tugend und der Tüchtigkeit. Unten am Strom das Amerika des Abenteuers und der Sünde. Zwischen beiden Welten der Poet. Genau auf der Scheidelinie zwischen der sauberen Oberstadt und dem verruchten Hafen liegt noch heute das Haus, in dem Mark Twain aufgewachsen ist.

Er war der Sohn des Richters. Er war der Sohn einer protestantischen Frömmlerin, die er als »Tante Polly« verewigt hat. In der Oberstadt mußte er zur Kirche, zur Schule, zur Sonntagsschule. Er hat sie alle drei bis auf den Tod gehabt.

Er gehörte zur oberen Welt. Das Äußerste, was sie ihm an Unbürgerlichkeit zugestand, waren zuerst ein paar Jahre als Dampfschiff-Lotse, später eine Karriere als Journalist.

Aber sein Knabentraum blieb die Welt da unten. So ein »Stromer« wäre er gern geworden, so eine »Flußratte«. So ein Schulschwänzer, Faulenzer, Schwindler, Lump und Stenz, wie sein Jugendfreund Tom Blankenship – das Modell für Huckleberry Finn –, davon hat er geträumt. Und von Toms Schwestern

hat er geträumt. Die gingen beide, wenn die Flößer kamen, unten am Mississippi auf den Baby-Strich.

49 Jahre alt war Mark Twain, als er es wagte, seinen Knabentraum zu bekennen. Ein Buch von enormer Poesie. Nicht auf englisch geschrieben, sondern im Slang der Flößer und der Floß-Huren. »Mit Huckleberry Finns Flucht auf dem Mississippi«, sagt Ernest Hemingway, »beginnt die gesamte moderne amerikanische Literatur.«

»Ach was«, sagt Tante Esther, »als Mark Twain Huck Finn schrieb, lebte er an der Ostküste und hatte keine Ahnung mehr, was in Hannibal los war.« In seinen verträumten Kindertagen mag das ein harmloser Baby-Strich gewesen sein. Inzwischen war es ein Babylon am Mississippi. »Das Maß für das göttliche Strafgericht«, sagt Tante Esther, »war 1910 voll.«

Es kam über Hannibal in der Person von Pastor Biederwolf. Reverend W. M. Biederwolf. Der berühmte Prediger. An der Spitze einer »Erweckungs-Prozession« von 500 »Alleluia-Sängern« brach Ehrwürden Biederwolf über die durch den Kometen verstörte Stadt herein.

Mitten zwischen den Lasterhöhlen unten am Mississippi machte der Erweckungsmarsch halt. Plötzlich, mit gewaltigem Wurf, entfaltete Reverend Biederwolf eine blutrote Fahne: »Dies ist die Fahne der Sünde. Die Fahne des Aufruhrs. Die Fahne des Verbrechens. Wer sich in Hannibal zu dieser Fahne bekennt, der trete hervor!«

Da wurde es mäuschenstill am Mississippi. Kein einziger böser Bube von Hannibal, kein einziger »vaterlandsloser Geselle« from Germany war Manns genug, sich zur roten Fahne zu bekennen.

In diesem beklemmenden Moment zog Ehrwürden Biederwolf ein seidenes Sternenbanner aus dem Ärmel. »Dies«, schrie er, »ist die Fahne Gottes. Wer sich zu dieser Fahne bekennt, der trete hervor!«

Haufenweise rannten die bösen Buben, die gefallenen Mädchen zur Kanzel. Im Chor gelobten sie, künftig niemandem mehr nachzufolgen als Jesus allein.

»Die Bekehrung«, sagt Tante Esther, »war total. Leider überdauerte

sie nicht eine Nacht.« Ja, es sollte noch schlimmer kommen. Das Mark-Twain-Hotel! Das wunderschöne, berühmte Mark-Twain-Hotel. Die erlesene Herberge für ahnungslose Bildungs-Pilger. In den zwanziger Jahren fiel sie einem »Syndikat« aus Chicago anheim.

Fortan traf sich in den beiden unteren Stockwerken des Mark-Twain-Hotels die feine Gesellschaft von Hannibal zu silbernen Hochzeiten und goldenen Jubiläen. Während in den beiden oberen Stockwerken die Mafia zum verbotenen Spiel lockte, zur verbotenen Lust und – schlimmer noch – zum verbotenen Alkohol. Wo die Not am höchsten ist, ist die Rettung am nächsten. »Die Rettung«, sagt Tante Esther, »verdanken wir einem einzigen Mann.«

»There is a house in Hannibal, it's called the Bordello«: Wehmütig klingt aus dem einsamen Etablissement am Hafen die unwiderstehliche Melodie. Wehmütig lockt überm Tor die rote Lampe der Sünde. Verklärt zur Poesie liegt über Bird Street 111 des Lasters letzter, wehmütiger Hauch.

An der Bar Chérie. Das ist die im grünen Négligé. Am Tischlein Theresa. Das ist die im roten Négligé. An dem wunderbar polierten, von innen rot erleuchteten Mahagoni-Klavier Piano-Jim. Das ist ein gesunkener Offizier der kanadischen Marine. Und mitten drin, als einziger Gast, sitzt ER.

Charlie Webster. Police Captain Charles W. Webster. Der berühmte Sheriff. Gerade pensioniert. Halb Bulldogge, halb Elefant. Und jeder Zoll ein Sieger. »Nein«, sagt er, »gegen die Mädchen hatte ich nie was. Aber wo die lieben Mädchen sind, da sind leider auch die bösen Buben.«

Grober Unfug, Bestechung, Hehlerei, Erpressung, Raub und Diebstahl, Totschlag, Mord. All das ist im Gefolge der Prostitution über Hannibal gekommen. »Aber damit habe ich aufgeräumt. Ich, Charlie Webster, ganz allein.«

Wie?

Ganz einfach. »Diese Mississippi-Piraten, das sind Helden nur als Bande. Auf sich allein gestellt«, sagt Charlie Webster, »ist jeder von denen ein ganz ganz armes Würstlein.« Jeden einzeln hat Charlie aus der

Bande herausgepickt. Hat ihn eine Nacht lang auf der Wache väterlich beherbergt. Ist dann mit ihm, im frischen Morgentau, ganz allein zur Brücke hochgegangen, bis in die Mitte, zur Staatengrenze: »Schau da drüben, da ist Illinois. Da ist die Freiheit. Da kannst du hin. Natürlich kannst du auch zurückkommen nach Missouri. Aber das willst du doch sicher nicht. Da kämest du ja zurück zu mir. Zu Charlie Webster persönlich!«

Auf diese Weise hat sich in Charlie Websters 30jähriger Herrschaft die Bevölkerung Hannibals um 4000 Personen vermindert. Nur sieben böse Buben sind auf der Brücke trotz umgekehrt. Für die sieben hat Hannibal ein neues Stadtgefängnis gebaut. Einen Hochsicherheitstrakt, ganz aus Beton und Stahl, vollgestopft mit Kameras und Elektronik. Ein wahres Stammheim am Mississippi.

Police Major P. A. Schulze zeigt es uns. Die frisch gebügelte Hose satt über den feisten Arsch gespannt, den Gürtel vollgehängt mit Walkie-talkie, Handschellen, Schlüsselbund, Revolver, geht er voran. Schmalbrüstig sitzen die sieben bösen Buben hinter Gittern, in Unterhosen, verlegen lächelnd, beschämt. Sieben ganz, ganz arme Würstlein. Jeder Bürger kann sie, wenn er will, besichtigen kommen. Kann sie beliebig fotografieren. Wie Tiere im Zoo.

Die gesamte Bürgerschaft ist organisiert in der »Nachbarschafts-Wache«. Das heißt: Jeder Bürger überwacht jeden anderen Bürger und meldet die geringste Verdächtigkeit sofort der Polizei. »We are«, sagt Charlie Webster stolz, »almost crimeless. Das Verbrechen ist bei uns fast ganz ausgemerzt.«

Plötzlich packt er mich am Kragen. Stemmt mich mitten im Bordello hoch. Zeigt, wie er es gemacht hat mit den bösen Buben oben auf der Brücke. Streckt mir den Zeigefinger ins Gesicht und brüllt mich an: »You are an undesirable – du bist ein unerwünschtes Element!« Nichts wie weg. Hier ist die Tugend Meister. Nichts wie weg aus Hannibal!

Unten im Hafen haben wir ein altes Ponton-Floß gekauft. Das ist ein Floß etwa mit der Grundfläche eines Zimmers, getragen von zwei langen

eisernen Tonnen, manövrierbar dank eines kleinen Motors hinten in der Mitte. So sind wir dem Tugendwahn einer amerikanischen Kleinstadt entflohen, hinaus auf den braunen, schlammigen, sündigen Strom. Zu zweit, genau wie vor hundert Jahren Twains Huckleberry Finn mit dem entlaufenen Sklaven Jim.

»Zwei oder drei Nächte gingen vorbei. Fast würde ich sagen, sie schwammen vorbei. Sie glitten vorüber so still und sanft und schön. Und vor uns lag der ungeheure Fluß – manchmal anderthalb Meilen breit.« Huckleberry fährt fort: »Wir überließen das Floß der Strömung, zündeten unsere Pfeifen an, ließen unsere Füße ins Wasser baumeln und redeten über Gott und die Welt.«

So trieb auch unser Floß den Mississippi abwärts. Durch ein Urgewässer mit tausend Armen, grenzenlos und ungestalt. Mit tausend Inseln aus purem Schlamm, wie tausend Frauen in den Armen des allmächtigen Stroms. Inseln, die heute noch so verwunschen sind wie Jackson Island, wo Tom Sawyer seine Räuberspiele trieb.

Lustig, wie unterschiedlich so eine Mississippi-Insel ist, je nachdem, ob man hinten landet oder vorn. Vorne ist die Strömung, in der alles geschwommen kommt. Schau, da kommt wieder ein »Snag«. Das sind riesige, entwurzelte Dschungelbäume. Manchmal treiben sie fast ganz unter Wasser. Wehe dem Floß, das in einen Snag gerät.

Mit der gleichen drohenden Gewalt schiebt sich jetzt ein Frachtzug den Strom hinab. Das sind meist um die 35 Lastkähne, wie sie bei uns den Rhein einzeln befahren. Zu riesigen Konvois zusammengekoppelt, werden sie von einer einzigen Maschine geschoben.

Ganz anders ist die Insel von hinten. Da ist sie voll von verschlungenen Kanälen und seichten, moorigen Lagunen. Nachts erfüllt vom dumpfen Konzert der Ochsenfrösche. Das Ufer gesäumt von Schilf, flaumig, hell und schön wie im Paradies. Das Paradies ist voll von Schlangen. Den Kopf starr aus dem Wasser haltend, gehen sie abends im Röhricht schwimmen.

Dort, wo der Chain-of-Rocks-Kanal die Stromschnellen vor St. Louis

umschiff, verfinstert sich mit einem Mal der Sumpf. Fabrik an Fabrik ragt am linken Ufer aus dem Morast. Gespenstische Rost-Kulissen. Die Fassaden zerblättert, die Dachstühle verkohlt, die Treppen durchgebrochen, die Türen zugenagelt, die Fenster eingeschlagen. Drinnen knöcheltief verquollenes Büropapier. Millionen Zahlen sauber getippt. Alles stehengelassen von einem Tag auf den andern.

Der wilde Wein wächst hoch an den Straßenlampen, Telefonleitungen, Hochspannungsmasten. Alles schief und krumm, kreuz und quer. Zwischen den Fabriken stehengelassene Lastwagen. Sie verrotten samt ihrer letzten Ladung. Ein Industriesumpf in allen Farbnuancen der Verwesung zwischen Grau, Braun und Grün.

Das ist Granite City, Zentrum der schweren Industrie am Mississippi. Sie steckt in der gleichen tödlichen Krise wie an der Maas oder an der Ruhr. Nur beschönigt hier niemand etwas. Hier gibt's keinen Sanierungsplan.

Noch arbeitet, in der Mitte der Stadt, das große Stahlwerk. »National Pride« steht überm Eingang. »Stolz der Nation«. Gerade ist das Werk aufgekauft worden durch die »Nippon Kokan«. So schließt sich ein amerikanischer Kreis. Zum Schluß kommen die Japaner.

Im Anfang kamen die Deutschen. Die Niedringhaus Brothers. Zwei westfälische Kupferschmiede mit enormem Ehrgeiz. Und rücksichtsloser Tatkraft. Ein »Ruhrgebiet am Mississippi« planten sie.

1893 fingen sie an. Blei-, Kabel-, Email-, Stahlwerke stampften sie in wenigen Jahren nur so aus dem Sumpf. Die Arbeiter holten sie sich, nach deutschem Brauch, aus Polen.

Noch stehen die Siedlungshäuser ums Stahlwerk. Genau wie an der Ruhr. Genau nach Plan. Alte Frauen sitzen davor mit ihren Fernsehboxen. Die Haare strähnig, die Knie gespreizt, die Strümpfe so verrutscht wie die Plastikschindeln an den verkommenen Siedlungshäusern.

Vor dem Stahlwerk ein halbes Dutzend »Cocktail Lounges«. Mit »topless girls«. Die schmierigen roten Vorhänge sind zugezogen. Hinter der Bar die Mädchen. Sie lächeln

wie Registrierkassen. Die Männer Mitte Dreißig. Mit Bäuchen, die nur noch das Unterhemd zusammenhält. Mit weißlich aufgequollenen Gesichtern wie Huckleberry Finns Vater: »Weiß war sein Gesicht, aber nicht weiß wie bei andern Leuten, sondern zum Erbrechen weiß – fischbauchweiß.«

Am schlimmsten ist der Gestank. Ein süß-saurer Odor der Verwesung durchweht den Puff. Erfüllt die ganze Stadt. Das letzte Hochwasser hat die Kanalisation an 17 Stellen hochgedrückt. Wie in Kalkutta ist alles hochgekommen.

Als hätte der Sumpf der Industrie den Sumpf der Natur unheilbar angesteckt, verändert sich der Strom unterhalb von St. Louis. Die Landschaft selber wird ekelhaft, so würgend schwül wie der Puff in Granite City.

Die Bäume an beiden Ufern ein böses, giftiges Gestrüpp, hochgeschossen wie Hexenbesen. Die Luft ein stickiger, milchiger Nebel, von Moskitos erfüllt. Der Strom bedeckt vom dreckigen Flaum der Baumwollbäume, heimtückisch schimmernd, wie Quecksilber glatt. Doch drunter ist die Strömung reißend.

Das ist der Mississippi vor der Brücke von Cairo, wie ihn Charles Dickens beschrieben hat: ein »schleimiges Ungeheuer«, ein »Fieberbett des Todes«. Selbst ein erfahrener Mississippi-Lotse wie Mark Twain hat vor dieser Strecke gezittert. Hier erlebt Huckleberry Finn seine blinde Schreckensfahrt im Nebel »zwischen lauter entfesselten Snags«. Hier gerät er, in schauriger Todesnacht, unter einen Raddampfer. Aber wer glaubt schon einem Schriftsteller wie Charles Dickens? Wer glaubt gar einem Journalisten wie Mark Twain? Am allerwenigsten ein anderer Journalist. Leichtfertig fahren wir drauflos.

Im ZDF behauptet manchmal Doktor Cunze, es werde morgen regnen. Doktor Cunze weiß nicht, wovon er redet. Es hat am Rhein noch nie geregnet. Tröpfeln tut es allenfalls bei uns.

Wenn es schüttet am Mississippi, dann steht das Wasser in so kolosalen Säulen zwischen Himmel und Erde, daß man nicht weiß, ob es herabkommt oder ob es aufsteigt. Ob der Himmel den Mis-

Mississippi oder ob der Mississippi den Himmel verschlingt.

Kein Aufschub, keine Vorbereitung. Der Orkan war in Minuten da. Wie ein Spielzeug, wie ein Blatt hob, schob, blies und schleuderte er unser winziges Floß in alle Richtungen über den tobenden Strom.

Landen! Am besten hinter dem Lastkahn dort. Etwa zehn Meter vom Ufer ist er fest verankert. Still wie ein Hafen scheint das Wasser dahinter.

Da! Ein Drahtseil! Knapp überm Wasser. Schnell den Rückwärtsgang. Zu spät. Schon drückt eine unsichtbare, mörderische Gegenströmung uns seitwärts in das Kabel. Saugt uns langsam, stetig, abwärts unters Schiff.

In äußerster Anstrengung gelingt es uns, das Floß an dem Stahlseil entlang bis fast ans Ufer zu ziehen, wo die heimtückische Strömung nicht so stark ist. Mit blutig aufgerissenen Armen sehen wir einander an. Nichts wie weg. Wieder hinaus auf den rasenden Strom.

Da! Ein Donnerschlag. Aber nicht von oben, sondern von unten. Ein Snag! Wie ein polternder Riese zieht er unter dem Floß durch. Wie wahnsinnig heult der Motor auf. Der Snag hat den Propeller weggeschlagen.

Wir haben einen zweiten in Reserve. Aber für die gleichfalls weggerissene Kronenmutter, die den Propeller festhielt, haben wir keinen Ersatz. Steuerlos, manövrierunfähig treibt unser Floß im Orkan.

Merkwürdig, wie gelassen man im Angesicht des Todes wird. Nur eine Frage drückt mir auf die Seele: Ob die mir einen Nachruf widmen werden? Vorne im STERN?

In diesem Augenblick ein Schrei von Backbord: »Conrad, das Tesa-band, schnell!«

Wie ein Affe im Heckgestänge hängend beugt sich Cornelius Meffert über den hochgeklappten Motor, schiebt den Ersatz-Propeller auf die Antriebswelle, schlingt dahinter statt der Kronenmutter das Tesaband, wirft den Motor an und schaltet blitzschnell auf Vorwärtsgang. Nur im Rückwärtsgang nämlich schleudert sich der Propeller von der Antriebswelle. Um ihn beim Anlassen kurz festzu-

halten, genügt ein Wickel aus Tesaband.

Sicher steuert unser Floß neben dem mittleren Pfeiler unter der Brücke von Cairo durch. Haarscharf vorbei am stählernen Wrack eines Lastkahns, den der tödliche Strudel um den Pfeiler gebogen hat wie eine Banane. Vorbei, gleich danach, an dem schlichten, aber ergreifenden Beton-Denkmal für den unbekanntem im Mississippi ertrunkenen Seemann.

Und jetzt, als hätten wir noch nicht genug erlebt, von einer Minute auf die andere ein göttlicher Theatereffekt der Natur. Im strahlenden Azur liegt vor uns ausgebreitet ein neuer, ganz anderer Mississippi. Friedlich, sanft und doch so grenzenlos, von solcher Majestät, als wäre es bereits der Golf von Mexiko.

Am rechten Ufer überm Dschungel ein blauer Sommerdunst wie überm Zürichsee. Am linken Ufer Kalkfelsen, zuerst hell wie bei Dover, später so üppig überwachsen, als wären es die Hängenden Gärten der Semiramis. Dahinter eine Landschaft von schwäbischer Anmut. Oh, die grünen Hügel von Kentucky!

Kein schwarzer, ekelhafter, mörderischer Schlick, sondern Sandbänke, weiß und unberührt. Schau, dort drüben fischen Pelikane. Wo die ersten jungen Gräser sprießen, findest du Schildkröten vergraben im Sand, schön wie am ersten Schöpfungstag. Und die Reiher stehen reglos vor dem Horizont von solcher Weite, als wär's die Ewigkeit.

So brach die Nacht herein. Über uns das ungeheure Firmament des Südens. Was hätte Kant geschrieben, wenn er hätte aufsehen können zum nächtlichen Himmel über Arkansas, über Tennessee? »Der gestirnte Himmel über mir und kein moralisches Gesetz in mir.«

Oberhalb von St. Louis ist der Mississippi eine Waldläufer-Landschaft wie aus dem »Lederstrumpf«. Bis zum Zusammenfluß mit dem Ohio bei Cairo ist er ein Höllenstrom wie aus Dantes XVIII. Gesang. Zum Strom der petrochemischen Industrie wird er unten, bei New Orleans. Aber so weit ist Huckleberry nicht gekommen. Vorher, fast tausend Meilen lang, ist

Mark Twains Mississippi ein karibisches Paradies. Wie aus »Robinson Crusoe«. Kein einziges Hotel. Wochentags kein Mensch. Nackt wie Huckleberry liegst du im Sand. Eingölt und ganz entspannt.

»Paffpaff!« Jesus, da schießt ja einer auf uns. Und wieder: »Paffpaffpaff!«

Dreimal haben sie am mittleren Mississippi auf uns geschossen. Einmal, kurz nach Arkansas City, bei Strommeile 555, konnten wir den Schützen zur Rede stellen. Hinten auf der Ladefläche seines Autos saß er bequem im Campingsessel, von Bierdosen umstellt. Warum er auf uns schieße? »Just for exercise. Halt so zur Übung.«

Bei Strommeile 825 ließen wir uns auf einem Nebenarm des Mississippi friedlich treiben. Am Ufer, ganz nahe, standen Fischer. Finster, höhnisch gafften sie uns an. Kein Wort, kein Zuruf. Plötzlich sahen wir die tödliche Gefahr. Unterm Wasserspiegel, mitten im Studel, messerscharf die Reste eines Wehrs. Mit größter Not gelang es uns abzdrehen. Während die Fischer am Ufer uns weiter anstarrten, wortlos und finster.

Im Hafen von Greenville im Staat Mississippi ging uns kurz vor der Tankstelle das Benzin aus. Um uns ein halbes Dutzend Sportboote. Plötzlich begannen neben uns zwei Petroleum-Tanker lebensgefährlich zu manövrieren. Von Hand rudern, versuchten wir wegzukommen. Fernglas in der einen Hand, Bierdose in der andern, so schauten sie von allen Booten zu, wie wir um unser Leben ruderten. An Hilfe kein Gedanke.

Von Cape Girardeau bis Vicksburg, in fast allen Städten am Mississippi der gleiche beklemmende Empfang: ein wüstes, mit Unrat bedecktes Steilufer, drauf keine Menschen, keine Häuser-Silhouette, sondern, so weit die Stadt reicht, eine gigantische Beton-Mauer. Gespickt mit Neonlampen, Stahltores, Wachttürmen wie die Mauer in Berlin. Gebaut worden sind diese Sicherheitsmauern nach der schlimmen Überschwemmung von 1927 durch das »Corps of Engineers« der amerikanischen Armee.

Von allen diesen Städten gibt es Fotos aus der Zeit Mark Twains. Al-

le waren dem Strom offen zugewandt. St. Louis zum Beispiel lag fast so am Mississippi wie Amsterdam an seinen Grachten. Die Überschwemmungen waren manchmal verheerend. In aller Regel aber waren sie Volksfeste wie in Köln. In den Geschäften wurde bedient, solange das Wasser nicht höher stand als die Kasse.

Am schönsten ist Vicksburg gewesen, weit drunten im Süden. Noch heute hat es den unwiderstehlichen Charme einer verblühenden Frau. Aber das Stadtbild ist völlig zerstört durch die trostlose Beton-Mauer den ganzen Strom entlang. Sie schützt eine einzige Straße, an der fast niemand wohnt. Der Rest der Stadt liegt auf dem Berg.

Hinter ihrer gespenstischen Hochsicherheitsmauer haben alle Städte die gleiche Struktur wie Hannibal. Zuerst ein verwildertes Bahngelände, ein paar stillgelegte Fabriken. Dann »Downtown«, das alte Stadtzentrum, zerfallend wie eine »High Noon«-Kulisse, manche Häuser abgebrannt, die meisten verkommen zu Slums für die Schwarzen.

Und dann wird's plötzlich neu und sauber. Je weiter vom Fluß weg, desto moderner, reicher, weißer wird die Stadt. Schließlich die ganz neuen Shopping-Center. Und der blitzsaubere Strom der Gegenwart: die Autobahn.

Plötzlich, am Sonntagnachmittag, erinnert sich die Automobilgesellschaft des schmutzigen, verhaßten, weggemauerten Stroms. Vom Fluß her sieht das aus wie eine militärische Invasion. Durch die offenen Stahltore der Mauer kommt ein Auto nach dem andern quietschend gekurvt. Im Nu ist das Sportboot vom Anhänger ins Wasser gebracht. Dann heult der ungeheure Motor auf. Sofort auf achtzig Stundenkilometer. Denn es ist Sonntagnachmittag. Das ist die Stunde für den Privatkrieg auf dem Mississippi.

Plötzlich kommt so ein Außenbord-Krieger auf unser hilfloses Floß zugerast. Sein Gestühl hat er mitten auf dem Boot hochgebaut zu einer Art Schießstand, dahinter die johlenden Freunde. Die Finger lässig durch die Plastikhalterung gestreckt, hält er in der einen Hand eine Sechser-Packung Bierdosen. Im

anderen Arm hält er die Siegestrophäe Frau – mit der Coca-Cola-Dose und dem schrillen Brunstschrei in dem Augenblick, wo ihr Angebeteter uns mit achtzig Sachen so vors Floß fährt, daß wir fast kentern.

»Shaving« heißt dieser Sonntags-Spaß auf dem Mississippi. Er hat viele Menschen das Leben gekostet. Schon Mark Twain beschreibt, wie Huck von einem Dampfer so »rasiert« wird, daß er nur noch ins Wasser hechten und unterm Schiff wegtauchen kann.

Für amerikanische Augen war unser Floß lächerlich klein und mickrig. Nun gibt es eine europäische Tradition der Boheme. Der harmlose, schwache Außenseiter gilt bei uns als amüsant. Von Boheme hat diese amerikanische Provinz nie etwas gehört. Der Außenseiter ist ihr fremd. Der Fremde ist der Feind. Kommt er daher in selbstgewählter Schwäche, so ist das eine unerträgliche Provokation.

Zwei Fahrräder hatten wir an Bord. Als ich damit hineinfuhr nach Sainte Genevieve in Missouri, um mir eine Zeitung zu kaufen, flog mir gleich eine ganze Wassermelone vors Vorderrad. In Hickman (Kentucky) bremsten die Autofahrer neben mir, kurbelten die Seitenfenster runter und brüllten mich an: »Get off the road. Runter von der Straße!«

In Sainte Genevieve und in Hickman sind Räder nur für Kinder und für Neger. Ein gestandener weißer Mann auf dem Rad muß ein Fremder sein. Also ist er ein Feind.

»Ihr seid ein paar Tage lang von den Weißen so behandelt worden wie die Neger ein Leben lang«

Gewiß, es ist uns auch geholfen worden, sonst wären wir nie in New Orleans angekommen. Aber selbst mit dieser Hilfe stimmte etwas nicht. Die Leute, die uns anschossen, anführten, anbrüllten, sahen alle aus wie wir. Die Leute, die uns halfen, waren anders. Nicht alle, aber fast alle hatten eine schwarze Haut.

In dem Stromer Huckleberry Finn hat Mark Twain die klassische Figur des amerikanischen Außenseiters geschaffen. Eines unamerikanischen Amerikaners. Vor dem Tugend- und Tüchtigkeits-Wahn der Kleinstadt Hannibal flieht er hinaus auf den bösen, faulen, sündigen Strom. Dabei gerät er unter lauter Schwindler und Verbrecher, ja unter Mörder. Einen einzigen zuverlässigen Freund findet dieser Außenseiter am Mississippi. Das ist der Neger Jim. Je tiefer unser Floß in den Süden trieb, desto mehr trieben wir ins gleiche Rassenproblem wie Huckleberry Finn.

Ganz tief im Süden liegt Mayersville. Das verlorene Nest bei Vicksburg in Mississippi hat 376 Einwohner, die meisten schwarz, fast alle arbeitslos. Und zwei Cafés. Das eine mit feindselig verspiegelten Fenstern, so daß man nur von innen raus sieht, nicht von außen rein. Das ist das Café der Weißen. Daneben, für die Schwarzen, »Little Richard's Service Station«.

Uns war, als kämen wir nach Europa heim. Ein Café mit so lustiger Stimmung, so freundlich, als wär's in Lüttich, in Genua oder Toulouse. Zum erstenmal, seit wir in Amerika waren, kam kein Kellner, um die Rechnung auf den Tisch zu knallen, während wir noch am letzten Bissen würgten. Wir konnten sitzen bleiben, wie daheim in Europa, stundenlang.

In »Little Richard's Service Station« verstand man uns auch mühelos. Sonst hatten wir, je weiter wir nach Süden kamen, immer größere Schwierigkeiten mit der Sprache. Sobald sie den fremden Akzent vernahmen, hörten die Weißen einfach weg, von vornherein überzeugt, daß es da nichts zu verstehen gebe. Die schwarzen Arbeitslosen in Mayersville waren mit Schulbildung nicht gesegnet. Aber sie verstanden uns. Sie hörten hin. So wohl war es uns in »Little Richard's Service Station«, daß wir sitzen blieben den ganzen Tag.

Auf diese Weise lernten wir die Bürgermeisterin kennen. Sie heißt Unita Blackwell und ist eine Frau in den Fünfigern. Als sie unser Floß sah, kam sie aus dem Lachen nicht mehr heraus. Dann wurde sie ernst: »Das sieht so komisch aus, so fremd, daß Sie jetzt eben von den Weißen hier ein paar Tage lang behandelt worden sind wie ein Neger sein Leben lang.«

Wer gemütlich daheim in Europa Mark Twain liest, der meint, er lese eine hundert Jahre alte literarische Grotteske. In »Huckleberry Finn« werden die Weißen des Südens als eine Belagerungsgesellschaft geschildert, die ohne Warnung auf alles schießt, was ihr fremd ist. Selbst auf einen kleinen Jungen wie Huck, der arglos vom Fluß heraufgetrollt kommt, richten sich aus allen Löchern der Villa Grangerford die Gewehre.

Es gibt zwei Stadtrundfahrten in Memphis – die eine ist zur Hälfte Elvis Presley gewidmet, die andere ganz

Hundert Jahre später ist es eher schlimmer. Nach dem verlorenen Bürgerkrieg haben die Weißen hier auch noch die Auseinandersetzung mit der Bürgerrechts-Bewegung in den sechziger Jahren verloren. »Sie fühlen sich so belagert«, sagt Unita Blackwell, »daß sie den fremden Weißen fast mehr hassen als den Neger.« Kommt er gar komisch daher, dann muß das ein Intellektueller aus dem Norden sein. So einer, der politisch alles besser weiß. Der soll sich nicht wundern, wenn auf ihn geschossen wird.

Vor zwanzig Jahren war Unita Blackwell noch Baumwollpflückerin. Inzwischen hat sie an der University of Massachusetts Regionalplanung studiert. Sie gehört zu der neuen akademischen Führungsschicht der Schwarzen, die an die Stelle der Pastoren vom Schlag Martin Luther Kings getreten sind. Die meisten sind Rechtsanwälte. Es sind Menschen von so erlesener Lebensart wie einst die französischen Kreolen in New Orleans.

Im Hafen von Memphis ist Rechtsanwalt D'Army Bailey einen Abend lang auf unser Floß gekommen. Er war der schwarze Kandidat bei den jüngsten Bürgermeisterwahlen. Die helle Sternennacht steht über Tennessee, als der schwarze Anwalt uns in seinen Peugeot läd. Zuerst geht's durch helle, schöne, dann durch immer drohendere, finstere Straßen. Er hält, wir

steigen aus. »Hier«, sagt er, »das Lorraine Hotel.«

Das ist der Ort, wo am 4. April 1968 Martin Luther King ermordet worden ist. Die Macht und die Herrlichkeit hatten wir erwartet. Viel Marmor, Beton, Glas und Stahl. Halt eins von den unzähligen Heldendenkmälern Amerikas.

Es ist das Gegenteil. Die eine Hälfte des zweistöckigen Backsteinbaus ist gespenstisch demoliert. Alle Fenster sind eingeschlagen. Auch in der andern Hälfte steigt kein Mittelklasse-Tourist mehr ab. Unten auf dem Trottoir, oben auf der Galerie, wo Martin Luther King in seinem Blute lag, wandeln die Ladies of the Night. Es sind Mädchen, die noch in der Schule gehören. Unten im Hof, in der Ecke unterm Baum, stehen frech die Stenze. Das Lorraine Hotel ist verkommen zum Bordell. Es gibt zwei offizielle Stadtrundfahrten in Memphis. Die eine ist zur Hälfte Elvis Presley gewidmet, die andere ganz. Von Martin Luther King kein Wort. 63 Millionen Dollar hat die Stadt soeben ausgegeben, um unten am Mississippi, auf Mud Island, ein Vergnügungszentrum zu bauen. Viel mehr Geld noch steckt in dem Rummel um die Villa Graceland, wo Elvis Presley starb. Die paar hunderttausend Dollar, die nötig wären, um die Todesstätte von Martin Luther King herzurichten, hat Memphis nicht.

Jacqueline, eine blaugetönte Schöne mit Fächer, empfängt unten die Freier. Jacquelines Aufgabe ist es auch, gelegentliche Pilger hochzuführen zu dem einen Zimmer im ersten Stock, das nicht der Prostitution dient.

Das ist ein kleiner, auch nachts noch drückend heißer Raum. Drin ein kleiner Altar, mit ein paar Blumen und der Bibel. An den Wänden, aufgehängt wie die Krücken in Lourdes, ein paar Erinnerungen an Martin Luther King.

Es steht ein Freudenhaus am Mississippi. Du atmest das dunkle Parfüm der Ladies of the Night. Du siehst die Stöckelschuhe, du träumst von den Höschen aus flirrender Seide. Neben der Tür hängt ein Kranz aus Strohlumen und die Inschrift aus dem 1. Buch Moses: »Sie sagten zueinander: Schaut, da kommt der Träumer. Wir wollen ihn erschlagen. Dann werden wir sehen, was aus seinen Träumen wird.« ■